Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Im Herzogtum Friedland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library

Im Herzogtum Friedland.

Viel gefeiert und viel verlästert klingt der Name des Friedländers in der Geschichte; doch von der Herrschaft, die ihm den Namen gegeben, weiß man wenig. Und doch tritt die Natur des merkwürdigen Emporkömmlings vielleicht nirgends klarer hervor als dort, wo er als Regent und Grundherr geschaltet hat: im „Herzogtum Friedland." Längst verweht ist die staatliche Schöpfung, die er mitten in den Stürmen des großen Krieges hier im nordöstlichen Böhmen aufzurichten versuchte, aber was er dort an Bauten und Anlagen schuf, das steht fast überall noch aufrecht, denn nicht für die wenigen Jahre seiner Herrschaft hat er es bemessen, sondern auf Jahrhunderte.

Sein Herzogtum erwuchs aus den massenhaften Güterkäufen und Güterschenkungen nach der Schlacht am Weißen Berge; er hat auf solche Erwerbungen allein in den Jahren 1621 bis 1623 über sieben Millionen Gulden verwandt. Erst im Januar 1627 erhielt er den Titel eines „Herzogs von Friedland," doch die Bildung des Gebietes war im wesentlichen schon im Jahre 1623 vollendet, als er den Fürstentitel erhielt. Damals zählte der „Majestätsbrief," den ihm der Kaiser darüber ausstellte, neun Städte (Friedland, Reichenberg, Arnau, Weißwasser, Münchengrätz, Böhmisch-Leipa, Turnau, Gitschin, Böhmisch-Aicha) und siebenundfünfzig Dörfer und Schlösser als zum Fürstentum gehörig auf. Es umfaßte also einen großen Teil des nordöstlichen Böhmens, und indem der Kaiser an Wallenstein die Lehnshoheit über seine Vasallen innerhalb dieser Grenzen abtrat, machte er ihn gleichzeitig zum Oberherrn einer stattlichen Vasallenschaft, der im Jahre 1634 3403 lehnspflichtige Grundstücke gehörten. Als nunmehriger Landesherr säumte Wallenstein nicht, dem Gebiete eine geordnete, selbständige Verwaltung zu verleihen. Ein Landeshauptmann (Statthalter) trat an die Spitze, unter ihm besorgte die herzogliche Kammer, von einem „Regenten" geleitet, die Finanzverwaltung, die Kanzlei unter einem Kanzler fungirte zugleich als höchste Justizbehörde und als eine Art Ministerium des Innern, übrigens ausschließlich in deutscher Amtssprache. Als die Verhältnisse sich einigermaßen befestigt hatten, dachte der Herzog sogar daran, seinem Lande eine ständische Verfassung zu verleihen, mitten im Gewühl des beginnenden entscheidenden Feldzuges gegen Gustav Adolf. Nach der „Landesordnung" vom März 1632 sollten drei Stände den Landtag des Herzogtums Friedland bilden, die Geistlichen, an ihrer Spitze der Propst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Gitschin, die Herren und Ritter, die Vertreter von sieben Städten, und sich auf Berufung des Landesherrn in Gitschin versammeln; selbst einen Anteil an der Rechtspflege wollte er den Mitgliedern des Landtages zugestehen. Die Rechtspflege aber sollte ihre höchste Instanz in einem besondern Tribunale finden, nicht in Prag. Alles in allem betrachtet, gewann das Herzogtum Friedland die Gestalt eines selbständigen Staates, der sich vom Kronlande Böhmen mehr und mehr löste und nur durch Lehnsrecht mit dem Hause Habsburg zusammenhing, etwa wie die schlesischen Fürstentümer der Piasten. Demselben Ziele strebte Wallenstein auf kirchlichem Gebiete zu: er wollte für seinen Staat ein eignes Bistum errichten, indem er sich selbst die Ernennung des künftigen Bischofs vorbehielt. Doch ist es dazu so wenig gekommen, wie zur wirklichen Begründung einer ständischen Verfassung.

Als Landesherr eines ansehnlichen Territoriums hat Wallenstein Tendenzen verfolgt, die, seiner Zeit vorauseilend, mehr an ein Regiment im Stile der ersten Jahrzehnte Ludwigs des Vierzehnten als an das eines kleinen Landesherrn im Anfange des siebzehnten Jahrhunderts erinnern. Ganz persönlich war seine Regierung vom ersten Tage an, das Größte wie das Kleinste im Auge haltend, gerichtet auf einen prachtvollen Hofhalt, auf Förderung der Steuerkraft seiner Unterthanen, auf Beherrschung ihrer Gemüter durch eine reich dotirte Kirche, die freilich dem Willen des Landesherrn stets gefügig bleiben, als sein Werkzeug dienen sollte. Mit königlichem Prunk umgab er sich, wenn er in Prag oder in Gitschin residirte, und selbst im Feldlager. Ein Oberhofmeister, ein Oberstkämmerer und ein Oberststallmeister, alle glänzend ausgestattet und besoldet, standen an der Spitze des Hofstaates, der allein 24 Kammerherren und 60 Pagen, im ganzen 899 Personen zählte, 1072 Pferde brauchte (1633) und jährlich mindestens 60000 Gulden kostete. An der herzoglichen Tafel speiste man nur von vergoldetem Silber, und an festlichen Tagen erschien der Hofstaat in blauem Sammet mit carmoisinroten Aufschlägen und silberner Verschnürung.

Doch so verschwenderisch sich dies ausnimmt, der Herzog war auch eifrig bemüht, die Hilfsquellen seines Landes zu entwickeln, ja er hätte auch als Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres schwerlich so großes zu leisten vermocht, wenn er nicht in seinem eignen Herzogtume die Mittel zur Ausrüstung und Verpflegung großenteils beschafft hätte. Etwa 150 meist eigenhändige Briefe und Dekrete, die er in den Jahren 1623 bis 1632 an seinen Landeshauptmann in Gitschin erließ, stellen seine unermüdete Sorgfalt ins hellste Licht. Da erläßt er Befehle, in seiner Residenz „allerlei artes von Seiden- und Wollarbeiten zu introduziren"; er giebt 50000 Gulden Vorschuß, um die Seidenindustrie in Gang zu bringen, auch die Juden läßt er zu. Im nahen Smrkowitz richtet er ein Gestüt ein und schickt mecklenburgische Pferde dorthin; er kümmert sich gelegentlich um jede einzelne Stute und ist eifrig dahinterher, seinen Hauptleuten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf den Gütern die Sorge für Züchtung von Kälbern und Ferkeln einzuschärfen, wie er durch seine Brauereien auch für „einen Trunk guten Bieres" sorgt. In der That muß das Herzogtum eine Reihe von Jahren hindurch eine bedeutende Leistungsfähigkeit entwickelt haben, denn er ließ sich z. B. 1628 von dort 17 000 „Strich" Korn nach dem Halberstädtischen schicken und befahl ebendamals, in seinen Städten und Märkten 10 000 Paar Schuhe für das Heer anfertigen zu lassen, auch für Tuchvorräte zu sorgen. Freilich fehlte es nicht an Steuerrückständen; sie beliefen sich im Jahre 1626 auf 250 000 Thaler und vermehrten sich in den späteren Jahren unter dem Drucke des Krieges so, daß Wallenstein nicht selten in peinliche Verlegenheit geriet und seine Beamten zu scharfen Maßregeln antrieb, ja sie selbst wohl, heftig, wie er war, mit schweren Strafen bedrohte. Sein Landeshauptmann Gerhard von Taxis hat sich diesen dringenden Anforderungen sogar durch die Flucht zu entziehen gesucht, was er mit Verlust seines im Herzogtum gelegenen Gutes bezahlte (November 1632). Jedenfalls scheinen sich die Finanzen Wallensteins gegen das Ende seiner Laufbahn in vollständiger Verwirrung befunden zu haben, vielleicht ein Grund mehr für ihn, nach einem Ausgleich mit den protestantischen Kurfürsten zu streben.

Wie Wallenstein innerlich zur Kirche stand, ist bekannt genug; als Anhänger der Astrologie war er Fatalist und hat der katholischen Lehre schwerlich jemals anders als rein äußerlich gehuldigt. Doch kann von grundsätzlicher Duldsamkeit andern Konfessionen gegenüber bei ihm ebensowenig die Rede sein. Es bezeichnet ihn, daß er den Kalvinismus mit seiner durch und durch demokratisch-republikanischen Kirchenverfassung geradezu haßte. Die Kirche war ihm ein Werkzeug zur Sicherung seiner Herrschaft, nichts weiter, und da für diesen politischen Zweck die katholische bei weitem am meisten zu leisten schien, so hat er sie auch in seinem Herzogtum zur alleinherrschenden gemacht. Seiner konfessionellen Gleichgiltigkeit lag fanatische Verfolgung Andersgläubiger allerdings fern, er nahm bisweilen wohl auch persönliche Rücksicht, aber wenn er seine Beamten zur Milde mahnte und sein Landeshauptmann gelegentlich einem übereifrigen Geistlichen die Verbrennung protestantischer Bücher verbot, so geschah das nicht aus Duldsamkeit, sondern aus Vorsicht. Der Befehl: „Die Bürger und Pauern ungehütt [ungehudelt] zu lassen, bis der Adel aus dem Land sein wird" (1628) charakterisirt sein ganzes Verfahren am besten. Doch versuchte er sein Ziel weniger durch rohe Gewaltmaßregeln zu erreichen, die doch nur zu äußerlicher Unterwerfung führen konnten, als durch Ausbildung der kirchlichen Institutionen, insbesondre durch Errichtung von Klöstern. So siedelte er die Augustiner in Böhmisch-Leipa an, die Dominikaner und Kapuziner in Gitschin, die Karthäuser in Walditz eine Stunde davon; den Jesuiten richtete er ein stattliches Kolleg in Gitschin ein, ein zweites wollte er ihnen in Friedland gründen, denn er legte den größten Wert auf ihre Wirksamkeit als Erzieher der Jugend höherer Stände. In Gitschin machte er eine Stiftung für zwanzig junge Edel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leute, er schickte sogar aus Sagan und aus Mecklenburg Knaben dorthin und behielt jeden einzelnen im Auge. Freilich hat er an diesem Orden nicht immer Freude erlebt. Den Bekehrungseifer und die Novizenmacherei der Väter Jesu mußte er gelegentlich scharf zurückweisen, und die Karthäuser begehrten statt der Renten, die sie beziehen sollten, Grundbesitz, den ihnen der Herzog nicht geben wollte, „denn, schrieb er einmal, ich will dem Clero nicht zuviel Güter einräumen." *)

Das alles ist nicht die Art eines gewöhnlichen Emporkömmlings, der vom Glück erhoben nur an den Genuß des Augenblickes denkt; aus allem tritt eine wahrhaft fürstliche Natur entgegen, die überall für die Zukunft sorgt. In der That scheint dem Herzog niemals der Gedanke gekommen zu sein, daß seine fürstliche Gewalt ein so rasches und blutiges Ende finden werde. Wie seine Verfügungen, so erwecken seine baulichen Anlagen die Vorstellung, daß er sich der glänzenden Zukunft seines Hauses ganz sicher glaubte, denn großartig wie er gelebt, hat er gebaut, nicht für Jahrzehnte, sondern für Jahrhunderte. Und was hat er in den kurzen zehn Jahren seines herzoglichen Regimentes, in einer Periode voll kriegerischer Unruhe und materieller Not, von der er den größten Teil — mindestens sechs Jahre — unter den Waffen verbrachte, nicht nur in Prag, wo jeder seinen stolzen Palast auf der Kleinseite kennt, sondern vor allem in seinem Fürstentum geschaffen! Hier allerdings nicht in Friedland, wo er sich nur selten kurze Zeit aufgehalten hat, sondern in und um Gitschin, in Leipa und auf dem stolzen Bergkegel des Bösig wenige Meilen südöstlich davon. Hier reden noch die Steine von dem Friedländer und seinem hochstrebenden Geiste.

Es ist nicht ganz bequem, nach Gitschin zu gelangen; zwar hat jetzt die Stadt Eisenbahnverbindung, aber nur nach Süden und Westen (nach Pardubitz, Nimburg, Backofen) und zudem mit langsamem Sekundärbetrieb. Für den von Norden kommenden empfahl es sich deshalb mehr, sich den Fährlichkeiten eines k. k. Postwagens auszusetzen, der von Turnau aus meist durch anmutige Gegend Tschechen und Deutsche, in ausgleichender Gerechtigkeit gleichmäßig sie durchrüttelnd, in etwa drei Stunden südöstlich nach Gitschin befördert. Ist schon der Stadt Turnau (Turnovo) ein fast ausschließlich tschechischer Charakter aufgeprägt, sodaß nur wenige Firmen auch etwaige deutsche Besucher wohlmeinend berücksichtigen und sogar die k. k. Post zu einigem Befremden des Ausländers, der immer noch so naiv ist, das Deutsche mindestens für die thatsächliche Staatssprache der „westlichen Reichshälfte" zu halten, ihren Fahrschein in reinem Tschechisch ausstellte, so verschwand während der Fahrt auf der Landstraße jeder deutsche Laut und jedes deutsche Wort. Niemals konnte dem „Njemez,"

*) Über die landesfürstliche Thätigkeit Wallensteins ist wohl immer noch das Beste: Fr. Förster, Wallenstein als regierender Herzog und Landesherr in Raumers Historischem Taschenbuch von 1834, dazu O. Hunziker, Wallenstein als Landesherr, insbesondre als Herzog von Mecklenburg, Zürich, 1875. Rankes Wallenstein streift den Gegenstand nur gelegentlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Deutschen, deutlicher zum Bewußtsein kommen, daß die Slaven ihn mit dieser Benennung als den „Stummen" mit vollem Rechte bezeichnen. Inzwischen zog der Wagen seine Straße durch das freundliche Libunkathal, links niedrige Höhen, die allmählich zum langgestreckten Rücken des Kozakov emporsteigen, rechts die eigentümlichen Felsenmauern, welche kurz hinter Turnau das Schloß Waldstein tragen, das Wallensteins Geschlecht den Namen gab, dann in den steilen Sandsteinwänden von Groß-Skal gipfeln, etwas oberhalb des besuchten Bades Wartenberg. Weiterhin ragt über dunkelm Wald die wundersame Doppelzinke der Trosky empor, eine charakteristische Landmarke für das ganze nordöstliche Böhmen. Langsam windet sich dann die Straße die Wasserscheide nach der Cidlina hinauf, um endlich in fast schnurgerader Richtung, das Schlachtfeld von 1866 der Länge nach durchschneidend, den weithin sichtbaren Türmen Gitschins zuzueilen. Auf ihr zog am heißen 29. Juni die Division von Tümpling des brandenburgischen Armeekorps von der Iser her; dort links, in Obstbäumen versteckt, liegt Diletz, wo gegen sie am späten Nachmittage die tapfern Sachsen der Brigade „Kronprinz" in blutigem Kampfe standen, und da, wo dicht vor der Stadt die Turnauer Straße in die westwärts nach Sobotka führende einmündet, erhebt sich ein schlichter Obelisk, „dem Andenken der in der Schlacht bei Gitschin am 29. Juni 1866 gefallenen österreichischen und sächsischen Krieger" in deutscher und tschechischer Sprache gewidmet. Auf dieser ganzen Strecke ist jeder Fußbreit Boden mit Blut getränkt, und hundert Schritte weiter führt über den breiten, nassen Thalgrund der Cidlina, an der Schmalseite eines langgestreckten Teiches vorüber, den sie an der Westseite der hochliegenden Stadt bildet, die Holzbrücke, über die am späten Abend die Vortruppen der Division Werder nach wechselvollem Kampfe in Gitschin eindrangen.

Die Aufschrift Město Jičin (Stadt Gitschin) auf weiß-rotem Schilde an einem der ersten Häuser belehrt den Fremdling, daß er am Ziele angelangt sei. Er kann von Glück sagen, wenn er zuvor sich eines slavischen Idioms befleißigt hat, um den Ladenfirmen und den Verfügungen der gestrengen Obrigkeit etwas Verständnis entgegenzubringen, denn in Gitschin hofft der Deutsche vergebens auf eine deutsche Inschrift. Nur das „k. k. Büreau für Evidenzhaltung" (Bezirkskommando) erinnert wenigstens daran, daß die Armeesprache vorläufig noch deutsch ist, und wohl nur diesem Umstande zuliebe nennt sich der Gasthof zur „Stadt Hamburg" auch so und nicht nur, wie auf der andern Seite zu lesen, Město Hamburk, denn dort schien das Hauptquartier der Offiziere zu sein und kündigte sich ein „Leseverein" an, allerdings zur Herstellung der nationalen Gleichberechtigung, auch ein Ctenarsky club. Im übrigen herrschte im „Hotel Rosoulek" das Tschechische vor, in der Sprache der Gäste wie in der der aufliegenden Zeitschriften; doch behaupteteten die Münchner „Fliegenden Blätter" auch hier siegreich ihre internationale Geltung. Überhaupt thut man gut, sich die Tschechen nicht als fortwährend von Deutschenhaß sprudelnd vorzustellen;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Fremden begegnen sie — in Prag mag es anders sein — höflich und zuvorkommend, und wenn er nicht tschechisch spricht, was sie allerdings zunächst annehmen, so reden sie sogar deutsch. Und vorwärts gekommen sind sie; die Vorstellung von der böhmischen und insbesondre tschechischen Unreinlichkeit und Liederlichkeit beginnt seine Berechtigung zu verlieren oder hat sie vielmehr schon verloren. Gitschin ist eine saubere, freundliche, ansehnliche Stadt in sichtbarem Aufblühen. Noch erinnern ein paar alte Thortürme und Reste der Stadtmauern an eine wehrhafte Vergangenheit, aber geschmackvolle Neubauten erheben sich besonders in den Vorstädten, und stattlich genug nimmt sich der „Ring" aus, nach der Art der slavisch-deutschen Lande ein großer, länglich viereckiger Platz, ringsum massive, zumeist einstöckige Häuser unter hohem Schieferdach, über offenen, gewölbten Lauben, die den Zugang zur Hausflur und zu den Läden öffnen. Und dort an der Südostseite erhebt sich ein mächtiger, palastähnlicher Bau: das ist das Schloß, welches Wallenstein sich errichtete.

Als er Gitschin von den Smiricky erwarb und es zu seiner Residenzstadt erhob, war es ein ärmliches Städtchen von 198 schlechten, schindelgedeckten Häusern voll Schmutz und Unflat. Da sorgte er zunächst dafür, daß sie massiv hergestellt, die Straßen gesäubert wurden; er gab selber die Steine und Ziegel dazu her, machte den unvermögenden Bürgern Vorschüsse und befahl im Jahre 1627, zweihundert Maurer zu bestellen, ja er dachte den Umfang des Ortes auf etwa fünfhundert Häuser zu bringen. Inmitten dieser ärmlichen Umgebung — „Bauernhütten" nannte er die Häuser seiner Bürger — begann er im Jahre 1627 den Bau seines Residenzschlosses nach den Plänen des Italieners Pironi. Doch war es noch Anfang 1630 nicht bewohnbar; erst nach seinem Rücktritte vom Oberbefehl (im Juni desselben Jahres) konnte er seinen Aufenthalt dort nehmen. Noch steht es äußerlich im ganzen so, wie er es errichtete, doch enthält es jetzt meist Amtslokalitäten. Über Lauben, die sich auf kräftigen dorischen Pfeilern wölben, erhebt sich der zweistöckige Bau, außen ziemlich schlicht, über den paarweise angeordneten Fenstern mit geradem Sturz ein gebrochenes Adlerdach, an den beiden Ecken polygonale Erker auf starken, runden Pfeilern; im Innern ist er um zwei malerische Höfe geordnet. Der größere, westliche zeigt nur auf zwei Seiten des Erdgeschosses offene, jetzt allerdings meist verbaute Laubengänge, im übrigen glatt ansteigende Wände; weit reicher ist der kleinere, östliche gegliedert: in allen drei Stockwerken umgeben ihn offene Galerien auf Bogenstellungen, im Erdgeschoß auf dorischen, im ersten Stock auf ionischen, im zweiten auf korinthischen Pfeilern. An die Rückseite des Schlosses schließt sich der langgestreckte Stallhof, in dessen Stallungen einst Wallensteins Pferde aus marmornen Krippen fraßen.

Dem fürstlichen Schlosse durfte die Schloßkirche nicht fehlen. Dicht an seiner Ostseite und mit ihm durch einen bedeckten Gang verbunden steht die Dekanalkirche zu St. Jakob. Nach dem Muster von San Iago di Campo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stella in Galicien sollte sie eine mächtige Kuppel tragen, die vier Türme flankirten. Doch ist sie nicht nach diesem Plane zur Ausführung gekommen. Eine die ganze Breite einnehmende Vorhalle leitet in das fast quadratische Innere. Hier erhebt sich in der That über dem Mittelraume die Kuppelwölbung, doch bei näherer Einsicht stellt es sich heraus, daß der Eindruck einer solchen nur auf geschickter perspektivischer Malerei beruht; ein Blick von außen zeigt vollends da, wo man die Kuppel erwartet, nur einen niedrigen polygonalen Aufsatz. An den Mittelraum stoßen fast gleich hohe Seitenschiffe, eine halbrunde Apsis umschließt den Hochaltar, das Ganze einfach und schlicht, von korinthischen Pfeilern getragen.

Die Jakobskirche steht fast unmittelbar an dem Walditzer Thore, das noch ein wohlerhaltener Thorturm mit spitzem Schieferdache deckt. Hier führt links die Straße nach Wallensteins „Lustgarten" (Libosad) und zugleich zu seiner Begräbnisstätte in der Karthause. Da, wo die Häuser der Vorstadt aufhören, beginnt die Lindenallee, welche er anlegte, eine vierfache Reihe mächtiger, ehrwürdiger Bäume, die breite Fahrstraße und zwei Fußwege rechts und links begrenzend in einer Länge von dreitausend Schritt, jetzt zum Teil schlecht gehalten, aber in ihrer Anlage die Schöpfung eines Fürsten. So führt sie schnurgerade auf das Thor eines Gehöftes, das auf drei Seiten niedrige Gebäude umgeben, auf der Südostseite die Gartenhalle schließt, denn an diese grenzt der Garten selbst. Die Halle ist das leibhaftige Abbild der berühmten Prager Loggia, die W. Lübke zu den gewaltigsten Schöpfungen der ganzen Zeit rechnet, nur etwas vereinfacht und verkleinert, nach hinten und an den beiden Schmalseiten mit Mauern geschlossen, nach vorn, nach dem Garten hin mit drei hohen Bögen sich öffnend, die von gekuppelten Pfeilern getragen werden, und von Kreuzgewölben überspannt; eine breite Terrasse, vorn von einer Steinbalustrade eingefaßt, leitet auf zwei seitlichen Freitreppen hinunter in den Garten. Alles ist in großartigen Verhältnissen angelegt, jetzt freilich ohne die reichen Stuckaturen, die der Erbauer für sie bestimmte, und einfach weiß getüncht. Von dieser Halle aus schweift der Blick geradeaus über ein Rasenparterre und durch eine lange Doppelreihe hochstämmiger Pappeln, an deren Ende ein grüner Hügelkamm jetzt die Aussicht schließt. Ehemals sprang auf dem Platze vor der Halle eine „großmächtige Fontana," wie Wallenstein sie nennt, die rechts und links noch andre Springbrunnen speiste. Das ist verschwunden, wie der Schwanenteich und der Fasanengarten, aber schöner, als sie der Herzog je sehen konnte, ziehen sich vier Reihen mächtiger Linden durch den Garten hindurch, wenngleich die Zeit schon viele Lücken in ihnen gerissen hat. Heute liegt seine Schöpfung still und wenig besucht; statt der Kammerherren und Pagen des Herzogs tummeln sich hier die Kinder der Gitschiner.

Eine Wanderung von wenigen hundert Schritten weiter an dem spitzen Basaltkegel des Zibin (Zebin) vorüber führt zur Karthause. Sie ist jetzt nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zugänglich, denn die weitläufige Anlage hat sich, übrigens gänzlich umgestaltet, in ein Zuchthaus verwandelt (seit 1857). Aus der Mitte ungefähr des niedrigen, meist nur einstöckigen Gebäudekomplexes ragt die Kirche empor, ein hoher, aber nicht eben umfänglicher Bau mit geschweiften Giebeln, von einem kleinen Dachreiter überragt. Hier wurde Wallenstein an der Seite seiner ersten Gemahlin, Lucrezia von Landeck, „die sein erstes Glück gegründet," beigesetzt, doch seine letzte Ruhestätte fand er nicht hier. Als 1785 Kaiser Joseph der Zweite die Karthause aufhob, ließ die Familie Waldstein die Reste des Ahnen nach der St. Annenkirche in Münchengrätz überführen, wo sie seitdem ruhen.

Den besten Blick auf die Karthause gewährt der schroffe Basaltkegel, der sich, von einer kleinen Kapelle gekrönt, unmittelbar über ihr im Westen erhebt, der Zebin. Da oben öffnet sich die umfassendste Rundschau: nach Süden und Südosten hin, nach der Gegend von Königgrätz, eine flachwellige, scheinbar unbegrenzte Ebene, ein fruchtbares Land, von zahlreichen Dörfern besetzt und von Obstbaumalleen nach allen Richtungen hin durchzogen, nach Westen hin im Vordergrunde der Lindengang und die Türme des nahen Gitschin, sonst ringsum im Norden und Nordosten waldige Höhenzüge in langen, geschwungenen Linien, über ihnen die abenteuerlichen Zinken der Trosky, dort in blauer Ferne die Kuppen des Riesengebirges. Ein freundliches und friedliches Bild, anders als am Abende des blutigen 29. Juni 1866, als dort im Norden, bei Diletz und Eisenstadtl, auf beiden Seiten des Wiesenthales der Cidlina nach heißem Kampfe die Österreicher und Sachsen den Preußen wichen. Wallensteins Geist war nicht mit den kaiserlichen Waffen; doch ob er wohl den Ausgang geändert hätte gegen den neuen „Löwen aus Mitternacht," der dort aus dem Norden heranzog, um wenige Meilen weiter südostwärts die Entscheidungsschlacht zu schlagen, die den Träumen habsburgischer Oberherrschaft über Deutschland ein Ende machte für immer?

Wie Wallenstein sich seine Residenz einrichtete, zeigt Gitschin; wie er für die kirchlichen Institute sorgte, in denen er wichtige Stützen seiner Herrschaft erblickte, tritt in Böhmisch-Leipa und auf dem Bösig hervor. Auf einer sanft nach Norden ansteigenden Hochfläche über dem Polzenflusse gelegen, zeigt Leipa dieselbe Anlage wie fast alle Städte in den deutsch-slavischen Landen und wie auch Gitschin; um einen weiträumigen Markt, den „Ring," rechtwinklig sich schneidende Straßen, nur daß hier die Laubengänge fehlen, die dort so malerisch wirken. Aber so tschechisch Gitschin, so durch und durch deutsch erscheint Leipa. Was große Brände, die verheerendsten 1787 und 1820, von alten Baudenkmälern übrig gelassen haben, wie die Magdalenenkirche am Polzen und die gothische Kreuzkirche in der östlichen Vorstadt, ein Haus am Ring von 1555, ein andres mit zwei gefesselten Türken als Schildhalten u. a. m., das deutet auf eine alte Blütezeit deutschen Bürgertums, als die Stadt, obwohl keine königliche, sondern dem weithin mächtigen, deutsch-freundlichen Geschlechte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Berka von der Duba unterworfen, dessen alter Stammsitz (Dauba) nur zwei bis drei Meilen weiter südlich liegt, und von ihm um 1250 mit deutschem Rechte bewidmet, ein vielbesuchter Durchgangsplatz an der großen Straße war, die Prag mit der Lausitz und dem deutschen Nordosten verband. Die Bürgerschaft scheint sich dieser Vergangenheit bewußt zu sein, deren lebendige Vergegenwärtigung dem böhmischen Deutschtume den besten Halt giebt, denn sie hält die Denkmäler ihrer Vorzeit in Ehren. Die Fassade des Rathauses wurde restaurirt, und unten an der Wassergasse steht ein eigentümliches Bauwerk aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, das „rote Haus," laut Inschrift 1583 erbaut, 1883 renovirt, die Langseite auf kräftigen Bögen über roten Pfeilern, die einen Laubengang bilden, darüber ein Sims in Sgrafitto mit Jagdszenen, im ersten Stock eine offene Bogengalerie auf roten dorischen Säulen, im Sgrafittofries, der sich über ihr hinzieht, zahlreiche Porträtköpfe; die glatten Wandflächen der Schmalseiten imitiren Quadratbekleidung, deren facettenartige Behandlung durch schwarzweiße Bemalung angedeutet wird, das Ganze von kräftiger und malerischer Wirkung. Neben solcher achtungsvollen Wiederherstellung alter Denkmäler beweisen stattliche Neubauten ein rüstiges Vorwärtsstreben. In den Jahren 1880 und 1881 hat die Gemeinde auf einem der höchsten Punkte der Stadt unweit des aussichtsreichen, ausgedehnten Stadtparks, einer ebenfalls neuen Anlage, dem Gymnasium ein weithin sichtbares, ansehnliches Gebäude errichtet, mit wahrhaft künstlerisch ausgeschmücktem Vestibül, in dem eine Marmortafel die Namen der während der Bauzeit amtsführenden Leiter der Gemeinde verkündet. Sie ist offenbar stolz auf den Bau und kann es sein, sie weiß auch, daß ihr Deutschtum am sichersten in der Pflege höherer Bildung wurzelt.

Das Gymnasium steht in doppeltem Sinne auf historischem Boden. Ehemals nahm diesen Platz das sogenannte „Schlössel" der Berka von der Duba ein, ein ehrwürdiger Holzbau, der selbst die großen Brände überdauert hatte. Die Anstalt selbst aber kann sich auf keinen geringeren Stifter berufen, als auf Albrecht von Wallenstein.

Als er die Stadt käuflich vom Fiskus übernahm (im Dezember 1622 und Januar 1623), dem sie nach der großen böhmischen Rebellion als das bisherige Eigentum der geächteten Herren von Wartenberg und Saalhausen, den Besitznachfolgern der Berka, zugefallen war, war die Gemeinde seit Jahrzehnten völlig evangelisch. Schon im Januar 1623 wurde nun zwar die Hauptkirche unter militärischer Assistenz vom Reichsstädter Dechanten in Besitz genommen, aber noch im September 1624 mußte Wallenstein der Bürgerschaft „ernstlich befehlen," dem (katholischen) Gottesdienste beizuwohnen, was sie übrigens kaum abhielt, die geheimen protestantischen Andachten im sogenannten Schlössel der Berka zu besuchen, bis auch das verhindert wurde, die große Masse sich äußerlich unterwarf, die Standhaften über die Grenze gingen, wie es eben überall im Lande Böhmen geschah. In den Zusammenhang dieser katholisirenden Be-

strebungen gehört sowohl die Stiftung des Gymnasiums als die des Augustinerklosters. Schon in jenem Erlaß vom Jahre 1624 hatte Wallenstein der Stadt zugesichert, die Augustiner würden eine höhere Schule aufrichten, vornehmlich, um den Besuch fremder protestantischer Schulen zu verhindern, der in derselben Zuschrift auch ausdrücklich verboten wurde. Gleichzeitig — im Jahre 1627 — erfolgte nun die Stiftung der Schule und des Klosters. Diesem wies der Herzog eine jährliche Summe von 2000 Gulden als Beitrag zum Bau zu, aber er verfügte auch zu seinen Gunsten über drei der Gemeinde gehörige Dörfer und zwei ihrer Güter, ohne sie für diesen empfindlichen Verlust irgendwie zu entschädigen.

So entstand das noch jetzt vorhandene und bis heute im Besitz des Ordens verbliebene Augustinerkloster. Es steht am westlichen Ausgange der innern Stadt, ein ansehnlicher Gebäudekomplex, an der Westseite die Kirche, daran westwärts sich anschließend die lange einstöckige Front der Klostergebäude, nur durch dorische Pfeiler zwischen je zwei Fenstern gegliedert. Die Kirche, ein einschiffiger Bau, unter einem Tonnengewölbe, das von der Umfassungsmauer etwas zurückspringt, auf jeder Langseite drei Bogen über korinthisch profilirten Pfeilern, über ihnen und den Bogenfenstern, die sie einrahmen, drei kleinere Bogenfenster, die mit Zwickeln in das Tonnengewölbe eingreifen, der Hochaltar in halbrunder Apsis, das Ganze schlicht, aber würdig gehalten, ohne den bunten, überladenen Aufputz des Jesuitenstils. An die innere Langseite der Kirche schließt sich dann ein Hof, von einstöckigen Gebäuden umgeben, und jenseits von einem zweiten schmälern Hofe, der sich nach hinten in den Klostergarten öffnet, betritt man den Kreuzgang mit seinen Stationen und der heiligen Stiege aus böhmischem Marmor, die zur Lorettokapelle führt. Zahlreiche Weihgeschenke zeugen von der fortdauernden Verehrung, welche diese Stätte genießt, insbesondre ein uraltes, wohl byzantinisches Marienbild, und eine Marmortafel erinnert an einen erst vor wenigen Jahren verstorbenen Augustiner als einen „unvergeßlichen Lehrer." Denn erst seit dem Neubau des Gymnasiums hat die Gemeinde die Anstalt aus der Verwaltung der Augustiner übernommen.

Sie hat im übrigen wenig Ursache, auf die Herrschaft des Wallensteinischen Geschlechts mit Freuden zurückzublicken, denn der Herzog entzog ihr nicht nur ihren Grundbesitz, sondern er bestätigte ihr auch ihre Privilegien nur zum Teil (1628) und nahm ihr das einträglichste, die Braugerechtigkeit. Aber eben diese Stadt verblieb allein von allen Orten des Herzogtums Friedland als Zubehör der Herrschaft Neuschloß der Witwe Wallensteins, der Gräfin Elisabeth Harrach, und kam dann durch die Tochter derselben, Maria Elisabeth (das sehr unähnliche Urbild zu Schillers Thekla!), an das gräfliche Haus Kaunitz, mit dem sie dann lange und hartnäckige Kämpfe um ihre Gemeindefreiheit gefochten hat. Der trotzige Bürgersinn, der sich darin entwickelte, ist, wie es scheint, wieder zum Ausdruck gekommen bei der Errichtung des Kaiser-Josef-Denkmals (1882), das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jetzt keine deutsch-böhmische Stadt entbehren mag: das Bild des großen Klosterzerstörers steht dem Augustinerkloster gerade gegenüber, jedenfalls ein nicht eben rücksichtsvoll gewählter Platz.

Das Augustinerkloster hat von allen Wallensteinischen Stiftungen dieser Art allein Bestand gehabt; wie sein Jesuitenkollegium in Gitschin und seine Waldsitzer Karthause längst aufgehoben wurden, so ist sein Kloster auf dem Bösig, drei Meilen südöstlich von Leipa, seit einem Jahrhundert in Trümmer gesunken. Wer jemals auf einem beherrschenden Punkte der nordböhmischen Grenzgebirge gestanden hat, der hat auch die malerische Doppelpyramide des Bösig (tschechisch Bezdez) gesehen. Die ganze Umgebung weit überragend und auf Meilen beherrschend, ist der höhere, östliche Kegel, den eine tiefe, waldige Schlucht von dem nur in der Wurzel mit ihm zusammenhängenden westlichen, dem Teufelsberge, trennt, frühzeitig befestigt worden und erscheint als Burg bereits 1185, gewöhnlich im Besitz der böhmischen Könige, von denen Karl IV. oft hier geweilt hat. Die Hussiten zerstörten die Burg 1421, und nachdem sie dann wiederhergestellt und nach mehrfachem Wechsel an die Berka übergegangen war, erlitt sie noch einmal dasselbe Schicksal durch die siegreichen Ligisten im Jahre 1621. Ein Jahr später kam der Berg an Wallenstein, der nun an die Burg ein Augustinerkloster baute.

Man ersteigt die gewaltige Phonolithmasse auf gewundenem, rauhem Felswege an vielen Kalvarienstationen vorbei von dem südlich gelegenen Dorfe Schloß-Bösig aus, dessen Gasthof „Zur Wallensteinshöhe" noch an seinen größten Besitzer erinnert. Drei mächtige, im Spitzbogen aufgemauerte Thore führen ins Innere der umfänglichen Ruinen. Aus Phonolith aufgemauert, scheinen die finstern Massen wie mit dem Gesteine des Berges verwachsen. In tiefer Einsamkeit liegen sie da, nur Mauerschwalben flattern aufgescheucht in den zerfallenen Gewölben. Nur den südwestlichen Teil der Trümmer, halb auf dem Abfalle hängend, bildet die Burg. Der Hof und das alte Zugangsthor zu demselben ist halb verschüttet, aber auf der vollen Höhe ragt, an den Pallos gelehnt, der nach Süden schaut, mächtig der Berchfrit auf, ein riesiger Rundturm mit fünf Meter dicken Mauern. Zwischen ihn und die weiter östlich liegende Burgkapelle stellte Wallenstein sein Kloster hinein, als einen langgestreckten, zweistöckigen Bau, mit der Außenfront nach Südosten, auf der Innenseite nach dem Hofe zu anschließend den Kreuzgang, jenseits des Hofes die Kirche und das Refektorium. Von diesen beiden stehen nur noch die Umfassungsmauern, und auch die Wohngebäude sind längst dachlos geworden, doch ist die Anlage noch deutlich zu erkennen. Die Zimmer des obern Stockes, alle einfenstrig, waren gewölbt, die des untern hatten nur eine Balkendecke. Noch haftet hie und da der Mörtel an den Mauern, und vermorschte Balkenköpfe stecken in der Wand, im Zimmer des Priors bemerkt man sogar noch Reste von Malerei. Am besten erhalten und noch unter Dach ist die Burgkapelle,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein kleiner, einschiffiger gothischer Bau mit schöner Wölbung und reichem Detail an den schlanken Pfeilern; doch wird sie nicht benutzt, statt ihrer steht ein bunt aufgeputzter Altar im Klosterhofe.

Den Bau des Klosters hat Wallenstein wie alles derart mit großem Eifer betrieben. „Ich will, daß Bezdiezi mit Furia sollte gebaut werden," schreibt er im August 1627, auf seinem Eilmarsche nach Holstein begriffen, von Havelberg aus, und im nächsten Jahre erwartete er, daß die Augustiner ihren luftigen Sitz dort oben bezogen hätten, wozu sie offenbar keine besondre Neigung hatten, „denn ich muß selbst ihr Visitator sein," setzt der Herzog einem Schreiben von Wolgast aus zu.

Jedenfalls hat das Kloster nur kurze Zeit in der von ihm geplanten Weise bestanden. 1642 zerstörten die Schweden den Bau, 1666 wurde er wiederhergestellt und den Benediktinern übergeben, die nun bis 1785 hier oben aushielten und im Besitz eines Gnadenbildes der Muttergottes von Montserrat den Berg zu einem besuchten Wallfahrtsorte machten. 1785 hob Joseph der Zweite das Kloster auf, das noch sieben Jahre zuvor von preußischen Truppen geplündert worden war. Die leeren Gebäude verkaufte der Fiskus um ganze fünfzig Gulden. Seitdem verfielen sie der Verwahrlosung und Zerstörung. Nur den Hauptturm hat der gegenwärtige Besitzer, Graf von Waldstein-Wartenberg, mit einem Aufwande von 20000 Gulden wieder herstellen lassen.

Was die Mönche da oben schwerlich jemals sehr bekümmert hat, das ist jetzt der Hauptreiz des Berges, die Rundschau. Sie umfaßt das ganze Grenzgebiet bis zum Riesengebirge im Osten, dem Lausitzer Gebirge im Norden, dem Mittelgebirge im Nordwesten, aber landschaftlich malerischer wirkt doch die nähere Umgebung: auf der einen Seite unmittelbar gegenüber der Teufelsberg, aus dichtem Walde aufsteigend, weiterhin die großen Teiche bei Hirschberg, die man eher Seen nennen möchte, umgeben von dunkeln Waldmassen, aus denen wieder spitze Kegelberge ragen, ihre breiten, hellen Spiegel von keinem Fahrzeuge belebt, in einsamer Stille, die nur zuweilen der Schrei einer Möve unterbricht, und nun weithin im Westen und Süden schroffe Kegel und langgestreckte Höhenzüge, das ganze Land im Abendlichte, wenn die weißen Nebel über der Tiefe liegen, ähnlich den riesigen, erstarrten Wogen eines Urmeeres. Gerade im Norden erhebt sich die imposante Pyramide des Roll; sonst decken breite Waldmassen das flache Land im Norden und Osten. Ein schicksalsvoller Boden! Dort, bei Hühnerwasser, stieß am 26. Juni 1866 zuerst die Elbarmee auf die Österreicher; im Osten schimmert Weißwasser, und darüber zeigt sich die Gegend von Münchengrätz mit dem breiten Plateau des Musky, wo Prinz Friedrich Karl am 28. Juni den Grafen Clam-Gallas schlug, den Nachkommen eines der Hauptgegner Wallensteins. Und kaum eine Stunde vom Bösig entfernt, noch vor Weißwasser, läuft die Sprachgrenze zwischen Deutschen und Tschechen; kein äußeres Merkmal bezeichnet sie, aber schroffer als jemals trennt sie zwei Volks-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stämme, die nun doch eben miteinander auskommen müssen und nicht eher den Frieden finden werden, als bis beide die historisch gewordenen Bedingungen ihrer Existenz rückhaltlos anerkennen.

Dresden. Otto Kaemmel.

Neue Erzählungen von Wilhelm Raabe.

Der weltflüchtige Idealismus und weltdurchbeizende Humor sind also nur die zwei Seiten eines Kontrastes, beide schärfen sich aneinander, es sind zwei Negationen, die in steter Unruhe einander setzen und aufheben. Jean Paul kennt allerdings auch eine Versöhnung: er steigt herab von seiner Höhe in das kleine Lerchennest, die Hütte, wo gute, beschränkte, kindliche Menschen hausen, mit Blutwenigem beglückt; die beißende Satire wird zum liebevollen Humor, der den heiteren Kontrast innerer Seligkeit mit dem unendlich Kleinen, was ihr genügt, sich Königen gleich zu träumen, mit mikroskopischem Auge und mit dem Lächeln des innigsten Gemütes auffindet und anschaut. Es ist dies der zweite unter den drei Wegen zum Glücke, die Jean Paul in der bekannten Vorrede zum „Quintus Fixlein" aufzählt; der erste ist der des weltverachtenden Idealismus, der nicht den freien Humor, nur die Satire begründet; als dritter wird genannt: mit den beiden andern wechseln, und gerade hier verrät Jean Paul die große Lücke seiner Weltanschauung. Man erwartet, er werde als dritten aufführen: Entfaltung, Ausdehnung des engbegrenzten Humors der gemütlichen Idylle, also eben des zweiten unter den drei Wegen, auf das Ganze des Lebens, Nestmachen auch im großen, daß es uns wohl werde in der weiten Welt trotz ihren Mängeln."

Ausdehnung des begrenzten Humors der Idylle — auf das Ganze des Lebens — Nestmachen im großen — daß es uns wohl werde in der weiten Welt, trotz ihren Mängeln — wahrlich, wir wüßten keine bezeichnenderen Worte für die Grundstimmung, aus der die zwei neuesten Erzählungen Wilhelm Raabes*) erwachsen sind, als diese eben angeführten, welche wir einem Aufsatze des sprachgewaltigen Meisters der Kritik, Fr. Th. Vischer, über Jean Paul**) entnommen haben.

*) Villa Schönow. Eine Erzählung. Braunschweig, Westermann, 1884. Pfisters Mühle. Ein Sommerferienheft. Leipzig, Grunow, 1884.

**) Kritische Gänge. N. F. Sechstes Heft. S. 145—47.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG